

Isabel  
Die Allende  
Abenteuer  
von Aguila  
und Jaguar

Drei Romane in einem Band

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 4082

Die junge Brasilianerin Nadia und der aus Kalifornien stammende Alex erleben gemeinsam phantastische Abenteuer, die sie von einem Kontinent zum nächsten führen: vom Amazonasgebiet über den Himalaja in die afrikanischen Urwälder. Und immer wieder ist es ihren Totemtieren, »Aguila«, dem Adler, und »Jaguar«, zu verdanken, dass sie in den schwierigsten Momenten eine glückliche Lösung finden.

»Genüsslich zieht Isabel Allende alle Register des Abenteuerromans – als wäre es geschrieben für die große Leinwand.« (NDR)

Isabel Allende, geboren 1942, arbeitete lange Zeit als Journalistin in Chile. Nach Pinochets Militärputsch ging sie ins Exil. Heute lebt sie mit ihrer Familie in Kalifornien. Ihr Werk erscheint auf Deutsch im Suhrkamp Verlag, zuletzt der Roman *Inés meines Herzens* (2007) und *Das Siegel der Tage* (2008).

Isabel Allende  
Die Abenteuer von  
Aguila und Jaguar

Drei Romane  
in einem Band

Die Stadt der wilden Götter  
Im Reich des Goldenen Drachen  
Im Bann der Masken  
Aus dem Spanischen von  
Svenja Becker

Suhrkamp

Titel der Originalausgaben:  
*La Ciudad de las Bestias* (Plaza & Janés, Barcelona, 2002)  
*El Reino del Dragón de Oro* (Plaza & Janés, Barcelona, 2003)  
*El Bosque de los Pigmeos* (Plaza & Janés, Barcelona, 2004)

© Isabel Allende, 2002, 2003, 2004

Umschlagfoto: © Cliff Nielsen

suhrkamp taschenbuch 4082  
Erste Auflage dieser Ausgabe 2009  
© der deutschen Ausgaben  
Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2002, 2003, 2004  
Suhrkamp Taschenbuch Verlag  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.  
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.  
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-518-46082-5

1 2 3 4 5 6 - 14 13 12 11 10 09

# Die Stadt der wilden Götter

*Für Alejandro, Andrea und Nicole,  
die mich um diese Geschichte gebeten haben.*

## Der schlimme Traum

Alexander Cold schreckte im Morgengrauen aus einem Albtraum auf. Ein riesiger schwarzer Geier hatte darin eine der Fensterscheiben zertrümmert, war ins Haus eingedrungen und hatte seine Mutter mitgenommen. Im Traum hatte Alex ohnmächtig mit ansehen müssen, wie der gigantische Vogel Lisa Cold mit seinen gelben Fängen an den Kleidern packte, durch das geborstene Fenster wieder hinausflog und sich in dem mit dicken Wolken verhangenen Himmel verlor. Geweckt hatte ihn der Sturm, der Wind, der an den Bäumen zerrte, der Regen auf dem Dach, das Blitzen und Donnern. Ihm war zumute wie in einer Nussschale im Ozean; er tastete nach dem Schalter der Nachttischlampe und presste sich gegen den Koloss von Hund, der neben ihm schlief. Er stellte sich den Pazifik vor, nur wenige Straßen von seinem Zuhause entfernt: Bestimmt bäumte der sich gerade brüllend auf und spie seine wütende Brandung gegen die Klippen. Er lauschte auf das Unwetter, dachte an den schwarzen Vogel und an seine Mutter und wartete darauf, dass die Trommelschläge in seiner Brust zur Ruhe kamen. Die beklemmenden Traumbilder hielten ihn noch immer gefangen.

Alex sah auf die Uhr: halb sieben, Zeit zum Aufstehen. Draußen hatte es kaum zu dämmern begonnen. Aber dieser Tag war eigentlich schon jetzt nicht mehr zu retten, einer von denen, die man besser im Bett verbringt, weil sowieso alles schief geht. Seit seine Mutter krank war, gab es viele solcher Tage; manchmal war die Atmosphäre im Haus so drückend wie auf dem Grund des Meeres. Alles, was dann noch helfen konnte, war abzuhauen und mit Poncho den Strand entlangzurennen, bis einem die Puste ausging. Aber es regnete und regnete seit einer Woche, eine richtige Sintflut, und außerdem war Poncho von einem Reh gebissen worden und wollte sich nicht bewegen. Alex war überzeugt, den dümmsten Hund seit Menschengedenken zu haben, den einzigen vierzig Kilo schweren Labrador, der sich je von einem Reh hatte beißen lassen.



Mit seinen vier Jahren war Poncho von etlichen Waschbären angegriffen worden, von der Nachbarskatze und nun von einem Reh, ganz zu schweigen von den Stinktieren, die ihn einsprühten, so dass man ihn hinterher mit Tomatenketchup abschrubben musste, damit der Gestank nachließ. Der Hund war zum Trottel geboren. Er kapierte nicht, dass Scheiben durchsichtig sind, und rannte gegen jede Glastür; selbst auf die grundlegendsten Befehle hörte er nicht. Noch dazu hatte er überhaupt kein Benehmen, legte Besuchern zur Begrüßung die Pfoten auf die Schultern und bellte ihnen ins Gesicht. Ohne Poncho zu stören, schlüpfte Alex aus dem Bett und zog sich schlotternd an; die Heizung schaltete sich um sechs Uhr ein, aber in seinem Zimmer, dem letzten auf dem Flur, war die Wärme noch nicht angekommen.

Als es Zeit zum Frühstück war, hatte Alex schlechte Laune und fühlte sich wirklich unfähig, die Mühe zu würdigen, die sich sein Vater mit den Pfannkuchen gegeben hatte. John Cold war alles andere als ein Meisterkoch: Er konnte bloß Pfannkuchen machen, und die wurden bei ihm eine Art mexikanische Gummi-Tortillas. Um ihn nicht zu kränken, stopften seine Kinder sie sich in den Mund, aber sobald er nicht hinsah, spuckten sie die Dinger in den Müll. Vergeblich hatten sie versucht, Poncho dazu abzurichten, dass er sie aß: Der Hund war ein Trottel, aber kein Volltrottel.

»Wann wird Mama wieder gesund?«, fragte Nicole, während sie versuchte, den widerspenstigen Pfannkuchen mit der Gabel aufzuspießen.

»Halt den Mund, dummes Huhn!«, fuhr Alex sie an, denn er hatte es satt, dass seine kleine Schwester ihnen seit Wochen mit dieser Frage in den Ohren lag.

»Mama wird sterben«, bemerkte Andrea.

»Du lügst! Sie wird nicht sterben!«, schrie Nicole.

»Was soll dieser Kindergarten, ihr habt ja keine Ahnung, wovon ihr redet!«, sagte Alex zornig.

»Kommt, Kinder, beruhigt euch. Mama wird wieder gesund ...«, unterbrach sie John Cold, aber überzeugend klang das nicht.

Alex war wütend auf seinen Vater, auf seine Schwestern, auf Poncho, auf das Leben überhaupt und sogar auf seine Mutter, weil die einfach krank geworden war. Entschlossen, auf das Frühstück

zu verzichten, stürzte er aus der Küche, aber im Flur stolperte er über den Hund und fiel der Länge nach hin.

»Mach doch Platz, du Schwachkopf!«, brüllte er Poncho an, aber der leckte ihm nur freudig schmatzend über das Gesicht und besabberte seine Brille.

Doch, heute war definitiv der Wurm drin. Wenig später stellte sein Vater fest, dass der Kleinbus einen Platten hatte, und Alex musste helfen, in aller Eile den Reifen zu wechseln, aber sie verloren dennoch kostbare Minuten, und er kam zu spät zur Schule. Wegen der überstürzten Abfahrt hatte er seine Mathehausaufgaben vergessen, was die Beziehung zu seinem Mathelehrer nicht gerade verbesserte. Aber Alex hielt ihn ohnehin für einen jämmerlichen Wicht, dem es nur darum ging, ihm das Leben zur Hölle zu machen. Und dann hatte er auch noch seine Flöte zu Hause liegen lassen, und am Nachmittag probte das Schulorchester; er war der Solist und musste hin.

»Manchmal ist man ein Floh; und dann wieder das Flohpulver; ich bin schon lange nicht mehr das Flohpulver gewesen.« Er ließ den Kopf hängen.



Wegen der Flöte musste Alex also während der Mittagspause noch einmal nach Hause. Der Sturm war vorüber, aber die See war noch immer aufgewühlt, und die Wellen spritzten über die Klippen bis auf die Uferstraße, so dass er die Abkürzung über den Strand nicht nehmen konnte. Auf der langen Strecke nach Hause musste er rennen, weil er so wenig Zeit hatte.

In den letzten Wochen, seit seine Mutter krank war, kam eine Frau zum Putzen, aber an diesem Tag hatte sie wegen des Sturms abgesagt. Alex hätte auch sonst gut auf sie verzichten können, man merkte ja doch, dass nichts mehr so war wie früher. Schon von außen sahen Haus und Grundstück ein bisschen heruntergekommen aus, fast als wären auch sie traurig.

Alex spürte, dass seine Familie mehr und mehr auseinander brach. Seine Schwester Andrea, die schon immer ein bisschen anders gewesen war als andere Mädchen, lief nur noch verklei-

det herum und verlor sich für Stunden in ihrer Phantasiewelt, wo Hexen in den Spiegeln lauerten und Außerirdische in der Suppe schwammen. Alex fand, dass sie für so etwas schon zu alt war, eigentlich hätte sie sich mit ihren zwölf Jahren für Jungs interessieren und sich reihenweise Ohrlöcher stechen lassen sollen. Dagegen klaubte sich Nicole, die Jüngste der Familie, nach und nach einen Zoo zusammen und versuchte so, die Aufmerksamkeit zu ersetzen, die ihre Mutter ihr nicht mehr geben konnte. Sie fütterte jede Menge Waschbären und Stinktiere durch, die um das Haus herumstrichen; sechs verwaiste Kätzchen hatte sie adoptiert und in der Garage versteckt; sie hatte einem hässlichen, flügelahmen Vogel das Leben gerettet und hielt eine Schlange von einem Meter Länge in einer Kiste. Hätte ihre Mutter die Schlange gefunden, sie wäre vor Schreck tot umgefallen, aber das war nicht sehr wahrscheinlich, denn wenn Lisa Cold nicht im Krankenhaus war, musste sie zu Hause im Bett liegen.

Einmal abgesehen von den Pfannkuchen seines Vaters und den Sandwichs mit Thunfisch und Mayonnaise, die Andreas Spezialität waren, kochte von der Familie schon seit Monaten niemand mehr. Im Kühlschrank gab es bloß Orangensaft, Milch und Eiscreme; abends bestellten sie Pizza oder etwas vom Chinesen. Am Anfang war das beinahe wie ein Fest gewesen, weil jeder essen konnte, wann und was er wollte, vor allem Süßigkeiten, aber mittlerweile wünschten sich alle das gesunde, regelmäßige Essen von früher zurück. Zu Hause ohne seine Mutter war gar nicht richtig zu Hause. Sie fehlte ihm so! Dass man sie so leicht hatte zum Lachen bringen können, dass sie zärtlich gewesen war und manchmal auch streng, nicht so nachsichtig wie sein Vater und viel gewiefter: Völlig unmöglich, ihr etwas vorzumachen, ihrem sechsten Sinn entging einfach nichts. Jetzt hörte man sie keine italienischen Lieder mehr singen, es gab überhaupt keine Musik mehr und keine Blumen, und auch dieser vertraute Geruch nach frisch gebackenen Plätzchen und Ölfarbe war verschwunden. Früher hatte seine Mutter es so eingerichtet, dass sie morgens ein paar Stunden in ihrem Atelier arbeiten konnte, das Haus war trotzdem in Schuss gewesen, und nachmittags hatte sie ihre Kinder mit Gebäck erwartet; nun stand sie seit Wochen nur noch selten für kurze Zeit auf und schlich ver-

stört durch die Zimmer, als würde sie ihre Umgebung nicht wiedererkennen, sie war abgemagert, und um ihre Augen lagen tiefe Schatten. Ihre Leinwände, auf denen sie die Farben früher nur so hatte explodieren lassen, ruhten vergessen auf den Staffeleien, und die Ölfarben vertrockneten in den Tuben. Und wie klein sie geworden war, fast wie ein stummes Gespenst.

Jetzt hatte Alex niemanden mehr, der ihm den Rücken kraulte oder ihn aufmunterte, wenn er morgens wach wurde und sich wie ein Floh fühlte. Sein Vater war für Streicheleinheiten nicht zu haben. Sie gingen zusammen Bergsteigen, aber sie redeten wenig miteinander; außerdem hatte sich John Cold verändert, wie alle in der Familie. Seine frühere Gelassenheit war dahin, er wurde oft zornig, nicht nur auf seine Kinder, sondern auch auf seine Frau. Manchmal schrie er Lisa an und warf ihr vor, dass sie zu wenig aß oder ihre Medikamente nicht nahm, aber dann tat es ihm gleich darauf leid, und er entschuldigte sich beklommen für seinen Ausbruch. Bei diesen Szenen war Alex ganz elend zumute: Er konnte es nicht ertragen, seine Mutter so schwach zu sehen und seinen Vater mit Tränen in den Augen.

Als er an diesem Mittag zu Hause ankam, fragte er sich, warum der Kleinbus in der Einfahrt stand, denn um diese Uhrzeit arbeitete sein Vater eigentlich im Krankenhaus. Durch die Küchentür, die nie abgeschlossen war, trat Alex ins Haus und wollte bloß rasch etwas essen, sich die Flöte schnappen und zur Schule zurückhetzen. Er schaute sich um und erblickte nur die fossilen Reste der Pizza vom Vorabend. Egal, solange er im Takt blieb, würde sein Magenknurren während der Orchesterprobe nicht weiter auffallen, dachte er, ging zum Kühlschrank und wollte ein Glas Milch trinken. Da hörte er das Wimmern. Nicoles Kätzchen fielen ihm ein, aber die waren in der Garage, und das Geräusch kam eindeutig aus dem Schlafzimmer seiner Eltern. Er wollte eigentlich gar nicht herumspionieren, näherte sich eher wie unter einem Zwang der angelehnten Schlafzimmertür und stieß sie sachte auf. Wie angewurzelt blieb er stehen.

Auf einem Hocker mitten im Zimmer saß seine Mutter, barfuß und im Nachthemd, hatte das Gesicht in den Händen vergraben und weinte. Hinter ihr stand sein Vater und umklammerte ein al-

tes Rasiermesser, das dem Großvater gehört hatte. Lange schwarze Haarsträhnen bedeckten den Boden und die schmal gewordenen Schultern seiner Mutter, und im bleichen Tageslicht, das durchs Fenster fiel, schimmerte ihr rasierter Schädel wie Marmor.

Für einige Sekunden war Alex wie gelähmt vor Entsetzen, konnte nicht begreifen, was sich vor seinen Augen abspielte, verstand überhaupt nicht, was das Haar auf dem Boden bedeutete, der rasierte Kopf oder dieses Messer in der Hand seines Vaters, das nur Millimeter neben dem gebeugten Nacken seiner Mutter aufblitzte. Als er wieder zu sich kam, brach ein fürchterlicher Schrei aus ihm heraus, und eine Welle des Irrsinns durchbrandete ihn. Er stürzte sich auf seinen Vater und stieß ihn nieder. Das Messer flog in hohem Bogen durch die Luft, streifte seine Stirn und bohrte sich in den Fußboden. Blind schlug er um sich, ohne darauf zu achten, wohin seine Hiebe trafen, während seine Mutter beschwörend auf ihn einredete: »Ist ja gut, mein Junge, beruhige dich, es ist alles in Ordnung.« Sie versuchte, ihn so gut sie konnte von seinem Vater wegzuziehen, der zum Schutz die Arme vors Gesicht geschlagen hatte.

Endlich drang die Stimme seiner Mutter in sein Bewusstsein, seine Wut verpuffte, und plötzlich war er nur noch verzweifelt. Was hatte er bloß getan! Die Arme von sich gestreckt, wich er zurück; dann rannte er über den Flur und verbarrikadierte sich in seinem Zimmer. Er zerrte den Schreibtisch von innen gegen die Tür und hielt sich die Ohren zu, um seine Eltern nicht zu hören, die nach ihm riefen. Lange stand er mit geschlossenen Augen gegen die Wand gelehnt und kämpfte mit dem Gefühlswirrwarr in seinem Innern. Dann sah er sich um und begann, sein ganzes Zimmer systematisch in Trümmer zu legen. Er nahm die Poster von den Wänden und riss sie in kleine Fetzen; mit seinem Baseballschläger zermalmte er die Bilderrahmen auf der Kommode, die Videokassetten, seine Sammlung von Oldtimermodellen und Flugzeugen aus dem Ersten Weltkrieg; er riss die Seiten aus seinen Büchern; er nahm sein Schweizer Messer und schlitzte die Matratze und die Kopfkissen auf; er zerschnitt seine Jeans, seine T-Shirts und die Bettdecken mit der Schere, und endlich zog er den Stecker aus der Nachttischlampe, stellte sie auf den Boden und trat so oft darauf,

bis sie in Scherben lag. Er ließ sich Zeit für die Zerstörung, ging planvoll vor, ohne allzu viel Lärm zu machen, wie jemand, der eine wichtige Aufgabe gewissenhaft erledigt, und hörte erst auf, als er nichts mehr fand, was er noch hätte kaputtmachen können. Der Fußboden war mit Bettfedern und mit der Füllung aus der Matratze übersät, mit Glasscherben, Papierschnipseln, Stofffetzen und Spielzeugteilen. Völlig ausgepumpt rollte er sich inmitten des Tohuwabohus wie eine Raupe zusammen, presste den Kopf gegen die Knie und weinte, bis er einschlief.



Stunden später wurde Alexander Cold von den Stimmen seiner Schwestern geweckt und brauchte einige Zeit, bis ihm wieder einfiel, was geschehen war. Er wollte die Lampe anknipsen, aber sie war hinüber. Er tastete auf die Tür zu, stolperte und schimpfte laut: Er hatte in eine Glasscherbe gegriffen. Er stieß an den Schreibtisch, richtig, den hatte er vor die Tür geschoben, und jetzt musste er ihn mit seinem ganzen Gewicht zur Seite stemmen, um sie aufzukommen. Die Lampe im Flur beleuchtete das Schlachtfeld, in das sich sein Zimmer verwandelt hatte, und die verdutzten Gesichter seiner beiden Schwestern im Türrahmen.

»Räumst du dein Zimmer um, Alex?« Das kam von Andrea, und Nicole musste sich beide Hände auf den Mund pressen, sonst hätte sie laut losgeprustet.

Alex knallte ihnen die Tür vor der Nase zu, setzte sich zum Nachdenken auf den Boden und drückte die rechte Hand auf den Schnitt an seinem linken Handballen. Am besten würde er einfach hier hocken bleiben, bis er verblutet war, jedenfalls könnte er sich so davor drücken, seinen Eltern noch einmal zu begegnen, aber wirklich verlockend war das auch nicht: Vielleicht sollte er die Wunde auswaschen, ehe sie sich entzündete. Außerdem tat es langsam ziemlich weh, es musste ein tiefer Schnitt sein, was, wenn er Wundstarrkrampf bekam ... Mit unsicheren Schritten verließ er das Zimmer, tastend, weil er kaum etwas sehen konnte; seine Brille hatte er in dem Durcheinander verloren, und seine Augen waren vom Weinen verquollen. Er ging in die Küche, wo der Rest

der Familie zusammensaß, sogar seine Mutter, die sich ein Baumwolltuch um den Kopf gebunden hatte, mit dem sie aussah wie eine Flüchtlingsfrau.

»Es tut mir leid ...«, stammelte Alex, den Blick auf den Fußboden geheftet.

Seine Mutter unterdrückte einen Schrei, als sie sein blutverschmiertes T-Shirt sah, aber auf einen Wink seines Vaters hin nahm sie Andrea und Nicole beim Arm und führte sie wortlos hinaus. Sein Vater kam zu ihm, um seine verletzte Hand zu verarzten.

»Ich weiß nicht, was in mich gefahren ist, Papa ...«, sagte Alex leise und traute sich noch immer nicht aufzublicken.

»Ich habe auch Angst, mein Junge.«

»Wird Mama sterben?« Alex schluckte.

»Ich weiß es nicht, Alexander. Komm, halt die Hand unter kaltes Wasser.«

Sein Vater wusch ihm das Blut ab, untersuchte den Schnitt und entschied, eine örtliche Betäubung zu spritzen, damit er die Splitter, die noch in der Wunde steckten, entfernen und den Schnitt mit ein paar Stichen nähen konnte. Alex, dem sonst immer schlecht wurde, wenn er Blut sah, ertrug die Behandlung diesmal, ohne mit der Wimper zu zucken, und war bloß froh, dass er einen Arzt in der Familie hatte. Sein Vater desinfizierte die Wunde mit Salbe und verband sie.

»Die Haare wären Mama sowieso ausgefallen, oder?«, fragte Alex.

»Ja, wegen der Chemotherapie. Besser, man schneidet sie alle auf einmal ab, als mit ansehen zu müssen, wie sie büschelweise ausgehen. Das ist das wenigste, mein Junge, sie wachsen nach. Setz dich, wir müssen miteinander reden.«

»Papa ... Ich gehe jobben, ich ersetze alles, was ich kaputtgemacht habe.«

»Schon gut, ich nehme an, du musstest mal Luft ablassen. Reden wir nicht mehr darüber, es gibt wichtigere Dinge, die ich mit dir besprechen möchte. Ich muss Lisa für eine lange und schwierige Behandlung in ein Krankenhaus nach Texas bringen. Das ist der einzige Ort, wo sie diese Therapie machen können.«

»Und dadurch wird sie wieder gesund?« Alex hatte einen Kloß im Hals.

»Das hoffe ich, Alexander. Ich bleibe natürlich bei ihr. Wir müssen dieses Haus für eine Weile verlassen.«

»Und was wird aus uns?«

»Andrea und Nicole ziehen zu Oma Carla. Du gehst zu meiner Mutter.«

»Zu Kate? Ich will nicht zu ihr, Papa! Warum kann ich nicht mit zu Oma Carla? Die kann wenigstens kochen ...«

»Drei Kinder sind zu viel für meine Schwiegermutter.«

»Ich bin fünfzehn, Papa, langsam bin ich ja wohl alt genug, dass du mich vorher nach meiner Meinung fragst. Du kannst mich doch nicht einfach zu Kate schicken wie ein Päckchen, Briefmarke drauf und weg damit. Das machst du dauernd so, du entscheidest, und ich darf ja und amen dazu sagen. Ich bin doch kein Kind mehr!« Alex redete sich in Fahrt.

»Manchmal benimmst du dich aber wie eins«, sagte John Cold und deutete auf die verbundene Hand.

»Das war ein Unfall, das kann jedem mal passieren. Ich mache keine Dummheiten bei Oma Carla, versprochen.«

»Ich weiß ja, eigentlich willst du keine Dummheiten machen, aber manchmal verlierst du eben den Kopf.«

»Ich ersetze doch alles! Hörst du mir überhaupt zu?!« Alex trat gegen das Tischbein.

»Das meine ich eben, du hast dich nicht im Griff. Trotzdem, Alexander, das hier hat nichts damit zu tun, dass du dein Zimmer demoliert hast. Es war schon vorher mit meiner Schwiegermutter und mit meiner Mutter abgesprochen. Ihr drei müsst zu den Großmüttern, da führt kein Weg daran vorbei. Du fliegst in ein paar Tagen nach New York.«

»Allein?«

»Allein. Ich fürchte, von nun an wirst du vieles allein machen müssen. Nimm deinen Pass mit, ich glaube, meine Mutter will eine Abenteuerreise mit dir unternehmen.«

»Wohin?«

»Zum Amazonas.«

»Zum Amazonas!« Alex konnte es nicht fassen. »Über den Ama-



zonas habe ich mal einen Dokumentarfilm gesehen, dort wimmelt es nur so von Moskitos, Kaimanen und Banditen. Und jede Menge Krankheiten gibt es da, sogar Lepra!«

»Meine Mutter weiß ja wohl, was sie tut, sie würde dein Leben doch nicht in Gefahr bringen, Alexander.«

»Von wegen! Kate ist imstande und schubst mich in einen Fluss, der völlig mit Piranhas verseucht ist, Papa. Wer so eine Oma hat wie ich, der braucht keine Feinde.« Seine Stimme überschlug sich.

»Tut mir leid, aber du gehst trotzdem zu ihr, mein Junge.«

»Und die Schule? Wir müssen grade einen Haufen Klassenarbeiten schreiben. Außerdem kann ich nicht von heute auf morgen das Orchester sausen lassen ...«

»Man muss flexibel sein, Alexander. Unsere Familie macht eine Krise durch. Weißt du, mit welchen Schriftzeichen die Chinesen ihr Wort für *Krise* schreiben? Mit den Zeichen für Gefahr und Möglichkeit. Vielleicht eröffnet dir die Gefahr, die in Lisas Krankheit liegt, eine außergewöhnliche Möglichkeit. Geh deine Sachen packen.«

»Was soll ich da groß packen? Ist ja kaum noch was übrig ...«, sagte Alex, noch immer sauer auf seinen Vater.

»Dann hast du nicht so viel zu schleppen. Jetzt geh und gib deiner Mutter einen Kuss, sie ist ziemlich mitgenommen von dem, was passiert ist. Für Lisa ist es viel schwerer als für jeden von uns, Alexander. Wir müssen stark sein, so wie sie es ist.« Er klang traurig.

Bis vor wenigen Monaten war Alex glücklich gewesen. Jedenfalls hatte es ihn nie sonderlich gereizt, seinen gewohnten Alltag umzukrempeln; er glaubte, solange er keine Dummheiten machte, würde alles gut für ihn laufen. So übertrieben waren seine Zukunftspläne auch nicht: Er wollte ein berühmter Musiker werden wie sein Großvater Joseph Cold; irgendwie musste er Cecilia Burns dazu bringen, dass sie ihn heiratete, dann würden sie zwei Kinder haben und in der Nähe der Berge wohnen. So weit war alles in Ordnung, in der Schule klappte es ganz gut, er war Schwimmer in der Schulmannschaft, wenn auch nicht der beste, er hatte Freunde und hielt sich aus ernsthaften Schwierigkeiten heraus. Er

fand sich ziemlich normal, jedenfalls wenn er sich mit diesen von Natur aus monströsen Gestalten verglich, die anderswo herum-liefen, wie diese Jungs, die mit Maschinenpistolen in eine Schule in Colorado eingedrungen waren und ihre Mitschüler massakriert hatten. So weit musste man gar nicht gehen, auch an seiner Schule gab es einige widerliche Typen. Nein, er war keiner von der Sorte. Eigentlich wünschte er sich nur, wieder so zu leben wie noch vor ein paar Monaten, als seine Mutter gesund gewesen war. Er wollte nicht mit Kate Cold zum Amazonas. Diese Großmutter war ihm nicht geheuer.

Zwei Tage später verabschiedete sich Alex von dem Ort, an dem er die fünfzehn Jahre seines Lebens verbracht hatte. Ihn begleitete das Bild seiner Mutter, die mit einer blauen Wollmütze auf dem kahl rasierten Kopf in der Tür stand, ihm zum Abschied winkte und zulächelte, während Tränen über ihre Wangen liefen. Sie sah winzig aus, verletztlich und schön, trotz allem. Während er ins Flugzeug stieg, dachte er an sie. Was, wenn sie starb? Nein! Ich darf mir das nicht vorstellen, meine Mama wird wieder gesund, versuchte er sich auf der ganzen Reise einzureden.

## ZWEITES KAPITEL

### Eine Großmutter zum Fürchten

Auf dem Flughafen von New York fand sich Alexander Cold inmitten einer gehetzten Menschenmenge wieder, die, Koffer und Reisetaschen hinter sich herziehend, an ihm vorbeidrängelte und schob. Sie sahen alle aus wie ferngesteuert, jeder Zweite presste sich ein Handy ans Ohr und redete irgendwie geistesgestört vor sich hin. Er war allein mit seinem Rucksack auf dem Rücken und einem zerknitterten Geldschein in der Hand. Er besaß noch drei weitere, die zusammengefaltet in seinen Stiefeln steckten. Sein Vater hatte ihm geraten, vorsichtig zu sein, denn in dieser Riesenstadt liefen die Dinge anders als in ihrem kleinen Ort an der kalifornischen Küste, wo nie irgendetwas passierte. Er und seine Schwestern hatten immer mit ihren Freunden auf der Straße gespielt, kannten jeden und gingen bei den Nachbarn ein und aus wie bei sich zu Hause.

Alex war sechs Stunden unterwegs gewesen vom einen Ende des Kontinents zum andern, eingezwängt neben einem schwitzenden Fettwanst, dessen Speckpolster über den Sitz quollen, so dass für ihn nur noch ein halber Platz übrig blieb. Andauernd hatte sich der Mann ächzend nach vorne gebeugt, die Hand in der Provianttüte versenkt und dann irgendwelche klebrigen Donuts in sich hineingestopft, weshalb Alex weder schlafen noch in Ruhe den Film sehen konnte. Hundemüde hatte er die Stunden gezählt, bis sie endlich gelandet waren und er sich die Beine vertreten konnte. Erleichtert verließ er das Flugzeug, und als er nach langem Gedränge und Geschiebe schließlich den Ausgang erreicht hatte, verrenkte er sich den Hals nach seiner Großmutter, konnte sie aber nirgends entdecken.

Eine Stunde später war Kate Cold noch immer nicht aufgetaucht, und Alex wurde es langsam mulmig. Er hatte sie zweimal über Lautsprecher ausrufen lassen, ohne Erfolg, und jetzt würde er zum Telefonieren seinen Geldschein gegen Münzen wechseln müssen. Zum Glück hatte er ein gutes Gedächtnis: Die Nummer

fiel ihm sofort ein, genau wie die Adresse, die er sich gemerkt hatte, obwohl er nie dort gewesen war, nur durch die Karten, die er ihr zu Weihnachten und zum Geburtstag geschrieben hatte. Das Telefon seiner Großmutter läutete ins Leere, während er all seine telepathischen Kräfte mobilisierte, damit sie endlich den Hörer abnahm. Was sollte er jetzt bloß machen? Vielleicht ein Ferngespräch mit seinem Vater führen und den fragen? Aber damit wäre er womöglich sein ganzes Kleingeld los. Außerdem wollte er sich nicht anstellen wie ein Weichei. Was könnte sein Vater denn aus der Entfernung schon tun? Nein, seine Großmutter verspätete sich eben ein bisschen, kein Grund, gleich den Kopf zu verlieren; vielleicht steckte sie im Stau, oder sie suchte ihn überall im Flughafen, und sie waren aneinander vorbeigelaufen, ohne sich zu sehen.

Eine weitere halbe Stunde verging, und inzwischen war er so wütend auf Kate Cold, dass er sie bestimmt angeraunt hätte, wenn sie sich nur hätte blicken lassen.

Er dachte an die üblen Scherze, die sie sich jahrelang auf seine Kosten erlaubt hatte, etwa als sie ihm zum Geburtstag eine Schachtel Schokopralinen schickte, die mit höllenscharfer Soße gefüllt waren. Keine normale Großmutter machte sich die Mühe, mit einer Spritze die Füllung aus jeder einzelnen Praline zu ziehen, sie durch Tabasco zu ersetzen, die Dinger wieder fein säuberlich mit Silberpapier zu umwickeln und in die Schachtel zu packen, bloß um ihren Enkeln eins auszuwischen. Er dachte auch an die schauerlichen Geschichten, mit denen sie ihn und seine Schwestern in Angst und Schrecken versetzte, wenn sie zu Besuch war, und daran, dass sie darauf bestand, das Licht auszumachen, bevor sie mit dem Erzählen begann. Mittlerweile waren ihre Schilderungen nicht mehr so wirkungsvoll, aber als kleiner Junge hatte er sich fast zu Tode geängstigt. Nicole und Andrea wurden in ihren Alpträumen noch immer von den Vampiren und den aus ihren Gräbern entflohenen Zombies verfolgt, die ihre garstige Großmutter im Finstern heraufbeschwor. Dennoch, es ließ sich nicht abstreiten, dass sie süchtig nach diesen haarsträubenden Geschichten waren. Stundenlang konnten sie auch den tatsächlichen oder erfundenen Gefahren lauschen, denen Kate Cold auf ihren Reisen rund um die